

# „BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehrerschen Buchhandlung.

## Der Theater-Teufel.

Original-Roman aus dem Komödiantenleben von G. Schäfer-Perasini. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck verboten. (Fortsetzung.)

„Ich hätte ja ruhig in's Schloß zurückkehren können, ehe Du kamst. Darf ich Dich eine Weile um Gehör bitten, Kurt?“

Sie gingen weiter und bogen in einen dunklen Laubgang ein.

„Ich will Dir den Gefallen thun, obgleich Du die Stunde recht schlecht gewählt hast. Bist Du am Ende gar eifersüchtig?“

„Auf die — ? Ach nein! Ich habe mein Herz ganz wo anders verloren!“

„Nichtig; ich dachte mir das auch schon!“

„Ich liebe Deine Kousine, Irene von Brettwitz!“

„Ich gratuliere!“

„Danke! Es ist mir ganz lieb, daß ich so mit Dir sprechen kann, gerade jetzt, in der stillen Nacht. Ist es Dir recht, wenn ich übermorgen Trautenau verlasse?“

Eine kleine Pause entstand. Kurt laute an den Spitzen seines Bartes.

„Hm! Wenn Du solche Eile hast! Ich dachte, Dein Urlaub laufe erst in vierzehn Tagen ab?“

„Ich habe versprochen, Frau von

Erten meine Aufwartung zu vor noch zu machen!“

„Aha! Daher bläst der Wind! Nun, ich will Deinem Glück durchaus nicht im Wege stehen!“

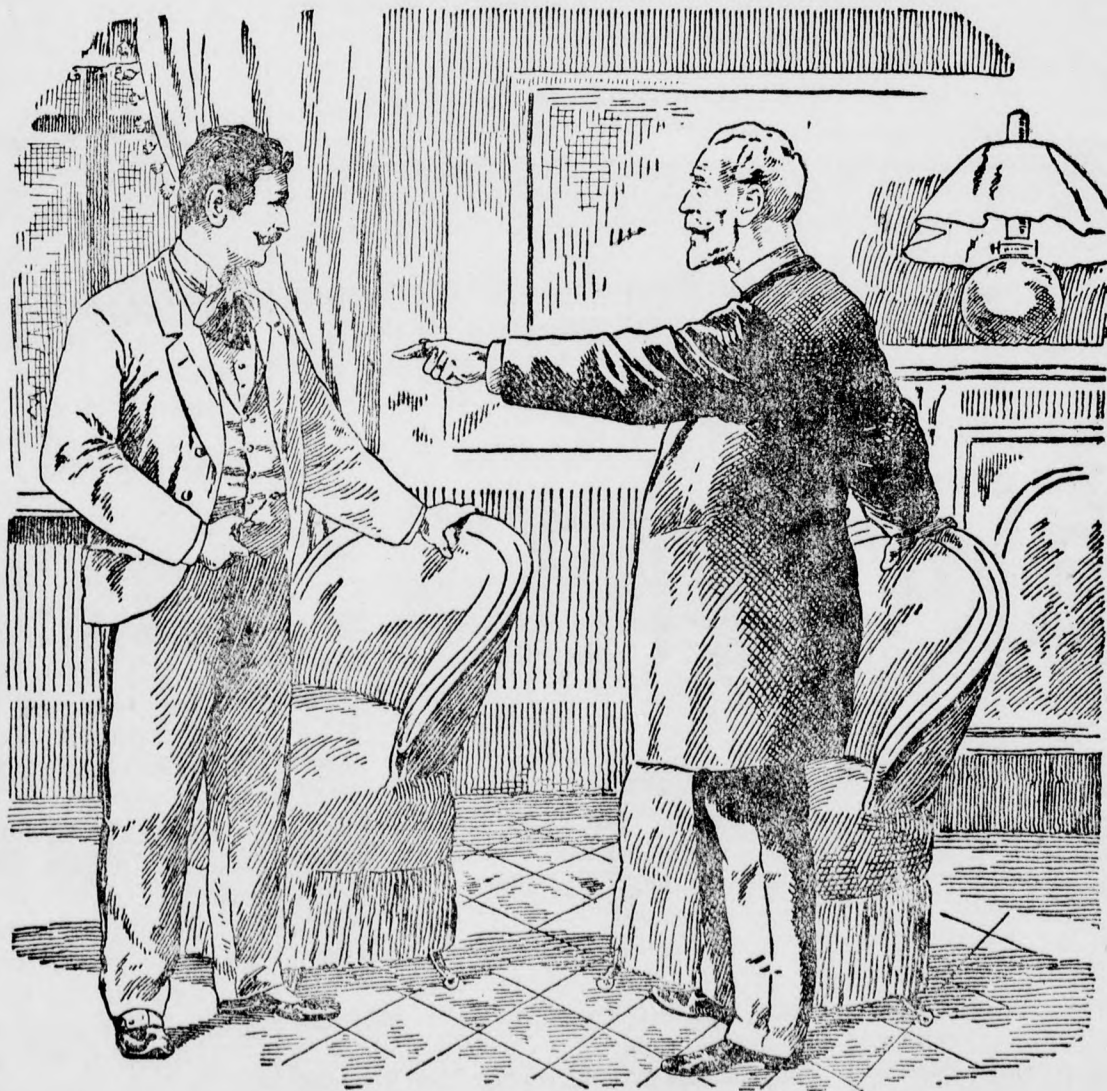
„Kamerad Trautenau, gib mir offene

meines Hierseins mußte ich aber die Entdeckung machen, daß sie für Dich bestimmt war, daß sie Dich auch liebte. Es kam von da an kein Wort von Liebe mehr über meine Lippen. Ich schätzte Dich als den glücklichsten Menschen unter der Sonne,

Trautenau, und sah erst später ein, wie sehr ich mich täuschte.

Du hast nun eine eigenthümliche Bekanntschaft angeknüpft. Bei dem Ernst dieser Sache kann meine Person hier nur hinderlich sein; auch Boden wird bergleichen einsehen. Ehe ich nun gehe, zu Frau von Erten, sage mir, ob Du wirklich ohne Herzklopfen mit ansehen könntest, daß Irene einen Hund für's Leben mit mir eingeht? Wenn Dir bei diesem Gedanken noch etwas rascher das Herz schlägt, ich träte noch heute zurück!“

„Rohden!“ sagte Kurt mit einer plötzlich aufsteigenden Wärme. „Ich danke Dir für Deine freundschaftliche Rücksicht. Du hättest schon hier, auf Trautenau, schöne Stunden mit Irene verleben können, ohne Neid, ohne eifer-



Der Theater-Teufel. „Du bist entartet, bist wahnsinnig!“ rief der alte Herr.

Antwort: Hast Du jeden Geanken an Irene aufgegeben?“

„Ja, Rohden; darüber kannst Du beruhigt sein!“

„Danke Dir! Ich hatte mich längst in die junge Dame verliebt; während

süchtige Regung von meiner Seite!“

„Nein, es wäre hier niemals angegangen!“ wehrt Rohden ab.

„Ich liebe nur eine einzige,“ fuhr Kurt fort, „und diese wird mein Weib, trotz allem Skandal der Welt. Irene

ist es nicht. Bist Du nun so zufrieden?"

"Ja!" antwortete der Leutnant, unwillkürlich betroffen. Solch' eine entschiedene Antwort hatte er doch nicht erwartet.

"Kurt, Kamerad!" meinte er. "Das sind schlimme Dinge. Ich ahnte etwas dergleichen. Der Scherz mit der Komödiantin ist zum Ernst geworden und diese Leute erwarten doch eigentlich gar nichts anderes von uns, als —"

"Sprich in diesem Tone nicht weiter," unterbrach ihn der Gutsherr, "nachdem Du weißt, was ich vorhabe!"

"Schloßherrin auf dem prächtigen Trautenau! Alle Teufel! Wird das einen Skandal sehen!"

"Es kümmert mich nicht mehr; ich nehme den Kampf auf oder lasse ihn ruhig über mich hinweg. Die Gesellschaft macht mir weniger Sorge, als der alte Herr dort oben, mein Vater. Doch auch dieser Punkt wird sich lösen. Die Zeit wird es ja lehren, ob man sich nicht auch ein Glück ausbürden kann, nach freiem, eigenem Empfinden, unabhängig von althergebrachten Anschauungen. Dies Mädchen aus der Wandertroupe wird mir eine so gute Gattin, eine so liebevolle Mutter werden, als irgend ein Freiräulein aus adeligem Stift. Das Weib allein will ich an mein Herz nehmen; Adel und Vermögen, die brauche ich nicht. Will's Gott, liegt all' dies im Herzen Juliannens. Aber wenn Du von hier gehen willst, kann ich Dir nicht unrecht geben. Es giebt harte Kämpfe hier, die Dich nur kompromittieren könnten. Du wirst gewiß mit Irene sehr glücklich werden, wenn es Dir gelingt, ihre Neigung zu erringen. Und wer siegte nicht durch Ausdauer! Nun, gute Nacht, Kamerad! Dies Trautenau ist kein Aufenthalt mehr für einen verliebten Kavallerie-Leutnant. Die Sikungen im Reichswappen werden selbst mir zu hohl. Deshalb mache ich ein Ende!"

Sie schüttelten sich die Hände, Rohden in sonderbarer Verfassung.

"Trautenau," sagte er, "weiß der Kuckuck, die Sache geht nicht glücklich aus. Fürchte das Komödiantenblut!"

"Unsinn! So gut, wie unser blaues, Rohden!"

"Gute Nacht!" —

Die beiden Freunde trennten sich.

Still lag der Park von Trautenau.

## XII.

Die Vorstellungen Jeremias Schmidts sollten nur beendet werden.

Der gute Rath war vom Schloß ausgegangen. Und Jeremias fügte sich, obwohl er wußte, daß ihm in nächster Zeit kaum mehr solche Erfolge winkten, wie hier.

Kunz von Kunzendorf, der Leicester, hatte zwei Bilder glücklich beendet.

Das eine davon war der Gasthof zum Reichswappen, das andere stellte die verlebte Schreibergattin in grellrothem Kleide dar, mit einer riesigen Sonnenblume in der Hand. (Es gab deren im Garten so viele.)

Als ihr der lange, schöne Graf Leicester mittheilte, daß seine Zeit hier um sei, that sie einen großen Seufzer, den glücklicher Weise ihr Mann nicht vernahm.

Der Mine zeigte sich sehr gerührt, als ihm die Wirthin die letzten Kosten erließ.

Der dünne Intriguant mit den langen Armen philosophierte mehr denn je über das Elend der Welt und daß kein Glück beständig sei; er dachte dabei an seinen Wagen.

Madame Herbst trug sich, sammt ihren Töchtern, noch immer mit der süßen Hoffnung, im Reichswappen ein Heim zu finden.

Jetzt mußte ja der schwächterne Wirth endlich mit der Werbung heraus.

Madame dachte beständig an den schweren Kampf, den er die Nächte hindurch kämpfte, weil er sich nicht bewußt ward, welche von den beiden er eigentlich mehr bevorzugen sollte.

Er mußte sich aber doch entscheiden.

Mit süßen Schauern wurde auf diesen helligen Augenblick gewartet. Bis dahin that man dem Mann, was man ihm an den Augen absehen konnte.

Hans Andorf war ein finster krüden-der Mensch geworden, doch ließ man ihn ruhig gewähren.

Jeremias sagte sich, daß ihm die Julianne im Kopfe herumgehe, die er zur Frau begehrte.

Es war dies noch gar nicht lange her, und der Alte zeigte sich aufs höchste erstaunt darüber.

Mit Gewalt wollte Andorf, wie es schien, sein Glück gerade in dieser Familie finden, trotz der gemachten Enttäuschungen.

Jeremias wies ihn ab; er wollte seine Julianne, seinen Stern nicht so vergeben, dies eine Kind wenigstens festhalten. Persönlich hätte er nichts gegen Andorf gehabt.

Er war ein verwendbarer Schauspieler und anhänglich. Er hätte ihm vielleicht das Geschäft übergeben können, nachdem ihm die Kraft entsank.

Aber Jeremias hatte sich immer für Julianne etwas Besseres gewünscht.

Er hatte keinen Begriff, was dieses Bessere sein sollte; es hieß eben abwarten, bis unerwartet etwas erschien. Bis dahin erfreute er sich ihres Besitzes.

In der Truppe munkelte man bereits seit geraumer Zeit von dem Liebesverhältniß, das Julianne mit dem jungen Schloßherrn verband. Genaueres wußte man jedoch nicht. Vielleicht Andorf allein. Jeremias hegte keinerlei Gedanken darüber.

Daß der Schloßherr sein Kind auf jede Weise auszeichnete, dünkte ihm selbstverständlich.

Julianne war ihm gegenüber stets die Gleiche geblieben, stets voll Heiterkeit, wie eine leichtfüßige Fee überall im Haus auftauchend.

\* \* \*

Es war ein unfreundlicher Nachmittag, als sich Kurt endlich doch entschloß, mit dem alten Herrn zu reden.

Hundertmal legte er sich die Sache zu recht, wählte die passendsten Worte. Aber die Angelegenheit wurde nicht leichter.

Leutnant Rohden hatte sich verabschiedet, nur Boden war noch anwesend.

Der Baron saß in seinem bequemen Lehnstuhl am Fenster, das Ausblick auf den gelbgefärbten Park gewährte. Zimmer bleicher, herblicher wurden die Farbentöne.

Die gelben Blätter wirbelten durch die Luft und der Wind trieb sie über die Kieswege.

Das Zimmer war leicht erwärmt, denn es herrschte draußen eine kühle Temperatur.

Der Baron lächelte leicht, als er seinem Sohn die Hand entgegenstreckte.

"Schenkst Du mir auch einmal wieder eine Stunde, Kurt? Ich mußte Dich in den letzten Tagen sehr oft entbehren. Früher war das nicht so, Kurt. Freilich, die Unterhaltung im Reichswappen! Nun ja, für Euch junge Welt ist das noch ein Vergnügen. Diese Possenreißer der ärgsten Sorte. Rohden sagte mir, daß die Gesellschaft bald abreist, dann wendest Du mir hoffentlich mehr Zeit wieder zu."

Der junge Mann war etwas bleich.

Es kam ihm auch ungelegen, daß sein Vater ihm so mild und wohlwollend entgegenkam. Weit lieber wären ihm heute Vorwürfe gewesen.

Wie der alte Herr über die Wandertroupe dachte, konnte ihn nicht überraschen, er wußte es im Voraus.

Rohden schien keinerlei Andeutungen hier gemacht zu haben.

Kurt setzte sich dem Vater gegenüber und begann von gleichgültigen Dingen zu sprechen.

Er lenkte langsam auf das Thema einer von dem Baron gewünschten Heirath über und sprang dann entschlossen auf den Gegenstand, den er besprechen mußte, die Komödiantentruppe.

Der alte Herr merkte wohl, daß Kurt etwas erregt war, fand dies jedoch nicht auffällig.

Er betrachtete diese heutige Unterredung nicht anders, als ein harmloses Geplauder und fühlte sich wohl dabei.

Dabei legte er dem Sohn noch einmal an's Herz, unter den Familien der Nachbarschaft eine Gattin zu wählen. Sein tiefes Bedauern, daß sich das Projekt mit Irene zerschlug, sprach heute, wie stets, aus seinen Worten.

Plötzlich entwickelte Kurt seine eigenartigen Ansichten über das rein Menschliche.

Er sprach glänzend und begeistert. Der alte Herr war überrascht, aber er lächelte.

Den tiefen, erschütternden Ernst der Dinge ahnte er ja nicht.

"Dies ist die neue Zeit," sprach er ruhig, "mit ihren gewaltigen Strömungen, die alle althergebrachten Rechte und Anschauungen stürzen möchten. Daß mein Sohn auch dieser Fahne huldigt, hätte ich nicht gedacht. Was will denn diese Partei? Gleichheit den Ständen; gleiches Blut soll es sein, das in Aller Adern fließt, das unsere nicht besser, nicht schlechter,

als das des Bettlers und Bagabunden! Und die Jugend folgt diesem neuen Klang. Es ist immer so gewesen! Aber es liegt doch noch eine andere Kraft in unserem rein erhaltenen Blut! Vermische es mit dem bürgerlichen; glaubst Du, daß es Dir Nutzen brächte?"

"Ja; ich muß dies glauben, Vater!" antwortete Kurt offen.

Betroffen blickte ihn der Baron an. "Ist dies Dein Ernst? Und soll ich am Ende gar daraus Schlüsse ziehen?"

"Ich habe nie so ernst wie heute gesprochen, Vater!"

"Was soll dies heißen? Der alte Herr wurde sehr unruhig. Jetzt erst giebt mir Dein Wesen zu denken. Das also war es! Was willst Du nun weiter?"

"Was ich für die Zukunft will und was ich suche, ist einzig das Glück. Bedenke es mir nicht, daß ich es wo anders suche, als Du und unser Stand." Und wie der Baron aufsprach, legte Kurt bittend seine Hand auf den Arm des Vaters.

"Hör: mich eine kleine Weile an. Ich mache keinerlei Anspruch mehr auf die Gesellschaft; ich möchte mir hier im Schloß ein ruhiges Heim aufschlagen. Auch Dir wünsche ich dabei allen Frieden. Ist es bei diesen Anforderungen so unbedingt nöthig, daß ich mir eine Gattin aus der hohen Gesellschaft nehme?"

"Kurt! Kurt!" fiel ihm der Baron in die Rede; "was werde ich hören müssen? Ehe Du weiter sprichst, hast Du auch bedacht, daß die ganze Gedankenwelt eines unter uns stehenden Menschen eine andere ist, daß er die unsere gar nicht einmal begreift?"

"Ich überdachte alles und hoffe alles zu überwinden. Die Liebe ist es, die jeden Gegensatz ausgleicht. Ich lernte ein Mädchen kennen —"

"Ah!" unterbrach der alte Herr ihn abermals nervös; also doch schon! Eine Liebenschaft! Deshalb Deine Abneigung gegen Irene."

"Nein, Vater, als Irene abreiste, hatte ich jenes Mädchen noch nicht einmal gesehen, aber ich gestehe Dir gern, was ich heute weiß. Irene reiste ab, beleidigt durch meine Worte, in denen ich einen Stand vertheidigte, Menschen von Fleisch und Blut wie wir und doch Varias. Ich that es nicht in ihrer Gegenwart; sie war eine unfreiwillige Hörerin."

"Also deswegen!" sagte der Baron.

Sein Antlitz war erregt; er blickte starr vor sich nieder, als verfolge er einen Gedankengang.

"Sonderbar; Du kamst seitdem nicht ein einziges Mal mehr in die Nachbarschaft. Muß ich nicht annehmen, daß — es ist lächerlich — daß es die Tochter von Hinz und Kunz aus unserem Dorf ist. Ich traute Dir doch besseren Geschmack zu."

Eine schwere Pause entstand; Kurt that einen tiefen Athemzug.

Endlich sagte er gepreßt:

"Es ist Julianne Schmidt."

Der Baron schüttelte den Kopf, dann lachte er kurz und bitter.

"Schmidt! Welch' ein klingender Name. Aber ich kenne dies Kind aus dem Volke nicht, das sich dem Erben eines alten Adels vermählen will."

"Sie ist eine Fremde, fast ohne Heimath; ihr Vater ist Theater-Direktor."

Das Wort war gefallen. Der Baron öffnete weit die Augen und fiel dann mit geröthetem Gesicht zurück.

"Die Komödiantin!"

Es ward still in dem Zimmer.

Kurt hatte sich erhoben und stand mit bleichem Gesicht vor dem Vater, der noch immer mit seiner grenzenlosen Bestürzung rang.

Der junge Baron suchte nach Worten der Beruhigung. Da schnellte der alte Herr auf.

"Bist Du ein Sohn der Trautenaus?" rief er. Sein Angesicht war verzerrt; er machte eine Bewegung gegen Kurt, als wolle er ihn mit der Faust zu Boden drücken, wie es einmal schon geschah vor langen Jahren, da sich das Kind gegen den Vater auflehnte. "Du bist entartet, bist wahnsinnig! Eine Gauklerin, eine Komödiantin der schlimmsten Sorte, die in Fesseln über die Landstraße wandert, willst Du hier aufnehmen. Wenn das geschähe, man würde unser altes, in Ehren erstandenes Schloß von fern meiden. Sind das die Früchte Eurer neuen Zeit? Dann müßte ich nur bedauern, in dieser Luft zu atmen, Dich als meinen Sohn zu wissen, denn Du bist toll!"

Der Baron faßte nach dem Kopf und sank in den Stuhl zurück.

Mit zuckenden Lippen, blaß wie der Tod, stand Kurt vor ihm.

"Und das ist mein Einziger!" stöhnte der Baron. "Die letzte Stütze unseres Hauses! Verloren — alles dahin! Unser Schloß wankt in den Grundfesten; mit Dir stürzt alle Ehre und aller Ruhm, den Generationen sich ansammelten. Daß ich Dein Vater sein muß, daß ich Dich liebte, all' die Jahre her, als meine beste Hoffnung!"

Der junge Mann bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Der alte Herr that ihm unendlich leid.

Doch vor seiner Seele erhob sich auch jetzt wiederum das lichte Bild Juliannens, den hellen Frieden im Antlitz, in den Augen die Verheißung eines unendlich süßen Glückes.

"Vergieb mir, Vater!" sagte er leise.

"Ich kann nicht anders. Für wen denn blieb all' der Ruhm und die Ehre unseres Hauses? Doch nur für mich. Und ich bleibe auch fernerhin der Edelmann ohne Makel, der ich bisher war, wenn ich auch innerlich anderer Ansicht bin, als meine meisten Standesgenossen. Auch darunter ist Mancher, der das, was Ehre heißt, in den Schmutz getreten hat und doch die Stirn hoch trägt. Durch diese Heirath beslecke ich die Ehre unseres Hauses nicht. Gestatte mir eine Bitte, Vater: überlege in Ruhe, nicht jetzt, später. Der Kampf wird nicht leicht sein, ich weiß es, aber denke daran, daß es für das Glück Deines einzigen Sohnes gilt. Verne Julianne

kennen; ach, wenn ich sie Dir einmal vorführen dürfte?"

Mit unbeweglichem Blick hatte der Baron zugehört. Nun wendete er kalt das Haupt.

"Ich hoffe, im Dorf noch einige Hunde aufzutreiben, um mir dieses Komödianten-Gesindel vom Hals zu schaffen, hinaus in den Staub der Landstraße, wohin solch' Bettelvolk gehört!"

Der junge Baron zuckte scharf zusammen. Ein kurzer Ausruf entglitt seinen Lippen.

Dann bremte er sich um und stürzte aus dem Zimmer.

XIII.

"Mein Pferd!" Der junge Baron schrie es dem Stallknecht zu und fünf Minuten später jagte Kurt von Trautenaus, wie rasend, zum Schloßpark hinaus.

Das Roß stieg in die Höhe, weil es die scharfen Sporen fühlte.

Laut tönte sein Wiehern: die Gerte des Reiters beschrieb einen pfeifenden Bogen.

Nicht dem Dorf zu, sondern den Forst entlang, jagte Kurt. Einerlei wohin, nur weiter in der wilden Raserei.

Schließlich ließ er dem Thier den eigenen Willen.

Das rannte durch den dichten Wald, brach wie toll mitten durch Strauch und Buschwerk.

Die Zweige schlugen dem Reiter in's Gesicht; daß dieses blutete; der weiße Schaum stand dem glühenden Thier vor dem Gebiß.

Mit irren Augen hatte Kurt bis jetzt in's Ungewisse gestarrt; nun faßte er die Zügel plötzlich fester. Das treue Thier gehorchte.

"Und ich setze dennoch durch, was ich beschloß. Die Ehre will ich mir schon zu mahren wissen."

In ruhigem Trab ritt der Erbe von Trautenaus auf großen Umwegen nach dem Schloß zurück.

Als Kurt das Zimmer verlassen hatte, blieb der alte Baron in seinem Lehnstuhl liegen.

Wie dann draußen die Schritte seines Sohnes verhallten, machte er eine krampfhaftige Anstrengung aufzuspringen.

Die Lippen waren ihm bläulich angelaufen. Er streckte die Hand nach der Thür aus, brach aber lautlos zusammen und stürzte auf den Zimmerteppich.

Erst eine Viertelstunde später fand der alte Diener seinen Herrn in dieser Lage.

Auf seinen Hilferuf eilte die übrige Dienerschaft herbei; man hob den Baron auf und versuchte, ihn ins Leben zurückzurufen.

Nach dem alten Arzt im Dorf war bereits geschickt.

Noch ehe dieser jedoch ankam, hatte sich der Kranke wieder erholt.

Es war eine Art Schlaganfall gewesen.

Der Arzt verordnete einiges, doch bedurfte es dessen nicht mehr.

Nach einigen Stunden absoluter Ruhe fühlte sich der Baron wieder verhältnißmäßig wohl.

Von seinem Witt zurückkehrend, vernahm Kurt von dem Unfall, der Allen unerträglich war, nur dem alten Diener nicht so ganz, wenn er auch nicht genau wußte, wie die Sache lag.

Der Baron hatte den Befehl ertheilt, niemand vorzulassen, am allerwenigsten seinen Sohn. Dies hatte etwas zu bedeuten.

Kurt versuchte wirklich, den Vater zu sprechen; es war vergebliche Mühe.

Doch konnte ihm der alte Diener wenigstens mittheilen, daß der Herr Baron sich, den Umständen angemessen, ziemlich wohl befände. Ein großer Schreck müsse den alten Herrn so plötzlich niedergeworfen haben.

Daraufhin wendete sich Kurt ab. Der alte Diener sandte ihm einen fragenden Blick nach.

In seinem Zimmer angelangt, setzte sich Kurt vor den Schreibtisch und verfaßte einen geschäftsmäßig gehaltenen Brief, der noch am selben Tag nach der Residenz ging. Ein kleineres Billet aber wanderte hinüber zum Reichswappen, in die Hände Juliannens.

Diese blickte beim Empfang die Zeilen lange und bedächtig an, blickte sich dann erschrocken um, als sie ein Geräusch vernahm. Aber es kam niemand.

Ob sie einverstanden war?

Julianne klatschte vor Vergnügen in die Hände und küßte das kleine Blatt Papier.

Nun rief sie der Vater. Mit einem noch immer lächelnden Gesicht trat sie zu ihm.

Was freut Dich so, Julianne?

Er saß vor seinem Tisch und berechnete die Einnahmen und Ausgaben der hiesigen Vorstellungen. Er kam mit einem schönen Gewinn heraus.

Julianne setzte sich an seine Seite.

„Ich lache, weil ich froh bin, Väterchen!“

(Fortsetzung folgt.)

### Ein verständiger Esel.

Von G. von Briesen.

(Nachdruck verboten.)

Während meines Goldsucher-Lebens im südl. Californien in den achtziger Jahren unternahm einft drei mir benachbarte Kollegen einen längeren Witt zu Esel. Stolz zogen sie eines Morgens auf ihren Grauen an meiner Kabine vorüber um sich etwa acht Tagereisen weit nach dem sogenannten „Dead Valley“ zu begeben, welches seines Erreichthums wegen einen Ruf genok. Außer dem Reitthier hatte jeder der Theilnehmer noch zwei Packesel bei sich, um Zelte, Decken, Arbeitsgeräth, vor Allen aber die nöthigen Lebensmittel und Wasser mitzuführen zu können. Der Hitze wegen trugen die Reisenden Hüte von riesigem Umfange, um gehörigen Schutz gegen die sengenden Strahlen der Sonne zu haben; zwei

dieser Kopfbedeckungen bestanden aus Stroh, während die dritte aus leichtem Zeuge gefertigt war.

Nach etwa sechs Wochen zog die Gesellschaft auf dem Heimwege wiederum an mir vorüber, doch machte sie fast den Eindruck, als käme sie aus einer Bataille, da um das Haupt gewundene Taschentücher die Stelle der Hüte vertraten. Obgleich man im Goldlande manches Sonderbare sah und hörte, so fiel mir dieser Aufzug doch sofort auf und ich winkte die Nachbarn heran, sie einladend, nach den offenbar strapazirten Tagen bei mir eine kleine Erholungskraft zu machen. Sie kamen meiner Aufforderung auch bereitwillig nach und bald saßen wir plaudernd in meiner Bretterbude, die eben Raum genug bot, um vier Personen aufzunehmen.

Das Erste, wonach ich mich erkundigte, war natürlich das Fehlen der stattlichen Hüte betreffend, und da vernahm ich denn von meinem Grenznachbar, der zugleich den Chef spielte, folgende Historie: „Wir hatten unsere Erforschung nach edlen Metallen vollendet, recht befriedigt, von dem Resultat und machten uns daher sachte auf den Rückweg, wozu es übrigens höchste Zeit war, da unsere Vorräthe sehr bedenklich auf die Reize gingen. So hatten wir uns bis auf drei Tagemärsche der Heimath gendert, als wir eines Mittags während der größten Hitze zu ruhen beschloßen, um erst Abends in der Kühle den Weg fortzusetzen. Wir packten ab, schlugen in Eile ein Zelt auf und legten uns darunter, die Hüte außen neben einander an demselben aufhängend. Unsere Esel gingen frei herum, um in der Lage zu sein, sich etwas Futter zu suchen, was in der völlig kahlen Gegend freilich ein Kunststück war. Doch ein Langoehr ist genügsam, dachten wir, und findet immer noch etwas zu knabbern, was anderen Vierfüßlern kaum munden würde.“

Etwas fünf bis sechs Stunden mochten wir im Zelt zugebracht haben, meist schlafend, da die Hitze uns sehr ermattet hatte, und traten sodann hinaus in die erträglichste Abendluft, um schnell noch einen Bissen von unsern schmalen Rationen zu genießen und demnächst aufzubrechen. Unwillkürlich ariffen wir zuerst nach unseren Kopfbedeckungen, die ja sämmtlich an derselben Stelle untergebracht waren. Doch siehe da, der Platz war leer, von den Hüten keine Spur zu sehen. Das erschien uns denn doch etwas arg; hatten wir so fest geschlafen, daß die böse Indianer oder anderes Gesindel sich den Spak erlauben konnte, uns des unentbehrlichsten Theils unserer Kleidung zu berauben? Dies war nicht aut anzunehmen, ließen sich die Hüte auch schon sehen, zumal auf dem Haupte einer schmierigen Rothaut so befanden sich doch bei Weitem werthvollere Gegenstände bei unserm Gepäc. eher geeignet, die Habgier von Räubern wach zu rufen. Und von allen sonstigen Sachen fehlte nichts, wie wir uns sehr bald überzeugen konnten. Wo in aller Welt waren aber unsere Hüte geblieben! Der Wind hatte sie sicherlich nicht entführt, denn es regte

sich kein Lüftchen. Hier standen wir in der That vor einem Problem, dessen Lösung nicht ganz leicht schien.

Da von ungefähr betrachtete ich mir die Schaar der herumstehenden Esel. Acht derselben waren in tiefe Gedanken versunken, eine Beschäftigung, welche diese Thiere mit besonderer Vorliebe treiben, was also nicht weiter auffallen konnte, während der neunte, und zwar gerade mein edler Träger sich ganz mobil zeigte, und, was mußte ich sehen! an irgend etwas mit Eifer zu kauern schien. Dies mir völlig unmotivirt erscheinende Bewegen der Kinnladen machte mich stutzig und ich trat daher an das abgewandt dastehende Thier heran, um nachzuschauen, mit welchen Leckerbissen es sich hier in der Einöde die Zeit vertreibt.

Vor aus Freude und Leid gemischtem Schreck wäre ich beinahe auf den Rücken gefallen, denn nun war mit einem Schlage das Räthsel der verschwundenen Hüte gelöst. Aus dem Maule meines Grauen sah nämlich noch ein Erdchen von der Zueghutkrempe heraus, das er sich mit größter Anstrengung abmühte, hinunter zu würgen. Ohne Zweifel hatte er die beiden Stroh Hüte, die leichter zu zerbeißen und zu verdauen, diesem etwas zäheren Kollegen vorausgeschickt, wie ich aus dem ganz stattlichen Bäuchlein beschloß.

Zu machen war in der Sache nichts mehr; wir hatten aber bei allem Unglück, welches die Hutlosigkeit für uns brachte, wenigstens die Beruhigung, daß sie zu Nutz und Frommen eines unserer Esel über uns hereingebracht.

### Aus der Stadt der Päpste.

Ein Städtebild.

Von Dr. Heinrich Ruße.

(Nachdruck verboten.)

Italien ist das Land der Sehnsucht von Millionen, Italien, dieses Sonnen- und Sonnenland mit seinem tiefblauen Himmel und seinen sonnenbeglänzten Ebenen, mit seinem Frühlingschein und seiner Sommerluft, mit seinen blühenden Nebeln und seinen duftenden Rosen, mit seinen dunklen Augen und seinen sonnigen Fernen. Allein, was wäre Italien, dieses Wunder- und Zauberland, wohl ohne Rom! Es glüht dem sternbesäeten Nachthimmel ohne des Mondes sanft leuchtendes Licht, dem wolkenlosen, blauen Firmament ohne das glänzende Tagesgestirn. Ohne Rom kein Italien!

Den Mittelpunkt Roms, den eigentlichen Magnet der ewigen Stadt, welcher Jahr für Jahr Hunderte und Tausende herbeilockt aus weiten Fernen, bildet der Petersplatz. Der Dom von St. Peter und der Vatikan — das ist die Heimstätte des Oberhauptes der katholischen Kirche — das ist das Centrum der katholischen Welt. Hier waren im heidnischen Rom die Gärten und der Zirkus des Nero. Ewig währte dieser Wüstling, dieses Scheusal auf dem Throne der Cäsaren, seine Macht, ewig sein Reich; er verspottete, haßte und verfolgte die Christen, die allen Erdenfreunden

entsagten, um dafür die Krone des Himmels einzutauschen. Da kam, so meldet eine fromme Legende, der Apostel Petrus nach Rom, getragen von den Flügeln der Wahrheit, gehoben und gestärkt vom Geiste Gottes. Er, der erste Bischof von Rom, er starb den Märtyrertod im Neronischen Zirkus. Aber der Same des göttlichen Wortes, welchen er ausgestreut, war auf gutes Erdreich gefallen; er keimte auf, gedüngt vom Blute des Fischers vom See Genesareth. Fromme Männer und Frauen beteten den Leichnam des Märtyrers unter heißen Thränen im Dunkel der Katakomben zum letzten Erden Schlaf, voll Hoffnung und Vertrauen auf die göttliche Verheißung des Welterlösers, daß es ein Wiedersehen giebt über den Gräbern, ein Wiedersehen ohne Schmerz und ohne Trennung, ein ewiges Leben. Vierundzwanzig Jahre später erbaute Anacleto, Rom's dritter Bischof († 91), an der Stätte des Todes eine kleine, unterirdische Kapelle. Die irdischen Ueberreste des großen Todten wurden später durch ein mächtiges Kaiserpaar, Konstantin und Helena, ihrem Katakombengrabe enthoben, und über den Gebeinen des hl. Apostels entstand gar bald eine jener schönen Basiliken, die, angehäufet mit reicher Pracht an Gold und Silber, an Marmor und Mosaiken, ein bereedtes Zeugniß sind für die Frömmigkeit und die Opferwilligkeit der ersten Christen. Das christliche Kaiserthum siedelte nach Byzanz über und die alte heidnische Herrlichkeit Roms versank immer mehr und mehr. Tiefes Schweigen, friedliche, heilige Stille breitete sich aus über die Siebenhügelstadt, über das Tibertal, über die Campagna. Langsam schwang sich das Papstthum empor, und von den Königen der Franken mit dem königlichen Purpur geschmückt, gebot es gar bald im Erdkreise. Inzwischen war die ursp. üngliche Pracht des Petrusgrabes verblühen. Da keimte in einem der Päpste der Gedanke auf, dem vereinigten Apostel einen würdigeren Tempel, zu errichten, einen Tempel, der die Zeiten überdauern, der alle Völker in seinen ehrwürdigen Hallen versammeln sollte. Niko'aus V. († 1455) war es, der die alte Basilika, in welcher Leo III. Karl dem Großen die Kaiserkrone auf's Haupt setzte, niederlegen und ein neues Gotteshaus errichten ließ. Allein, kaum war dieses Werk begonnen, da wurde Niko'aus aus dieser Zeitlichkeit abberufen. Fast zweihundert Jahre dauerte der Bau. Achtundzwanzig Päpste bestiegen unter dessen den Stuhl Petri. Die Namen eines Julius II. und eines Leo X. werden in der Geschichte der Peterskirche unvergänglich bleiben, nicht weniger die Namen der berühmten Künstler Bramante, Raphael und Michel Angelo. Am 18. November 1626 erfolgte endlich die Einweihung der neuen Peterskirche durch Pabst Urban VIII.

Der weite, prächtige Platz vor dem St. Petersdom darf lähn den Erdkreis nach seinesgleichen fragen. Würde und Ernst, Großartigkeit und Einfachheit, Leben und Ruhe herrschen auf diesem Platze. Alexander VII. ließ ihn im Jahr 1667 durch den Maler und Bildhauer Bernini

mit Kolonnaden umgeben und diese durch Galerien mit der Vorhalle verbinden — ein neues Atrium, welchem auch die Springbrunnen nicht fehlen durften. Aus 284 dorischen Travertinsäulen bestehen diese herrlichen Kolonnaden, die rechts und links den gewaltigen Petersplatz einfassen. Die Säulen tragen einen hübschen Plafond mit einer prächtigen Balustrade auf welcher 162 große Heiligenbilder stehen, gleichsam die Wächter des großen Vorhofes zum Heiligthume. Mitten auf dem Platze erhebt sich ein mächtiger Obelisk, der, 102 Fuß hoch, aus einem einzigen Stück Granit besteht. Kaiser Caligula ließ ihn aus Heliopolis in Aegypten auf einem eigens dazu konstruirten Schiffe nach Rom bringen; noch heute ist auf dem Sockel die Widmung an die Kaiser Augustus und Tiberius zu lesen.

Je näher man vom Petersplatze dem Dome kommt, desto großartiger gestaltet sich die Fassade. Die Peterskirche umfaßt einen Flächenraum von 21 190 Quadratmetern und zählt 748 Säulen 390 Standbilder von riesiger Größe, 290 Fenster und 30 Märc. Aus der prachtvollen Vorhalle, wo uns sofort die kolossalen Reiterstatuen des Kaisers Konstantin und des Kaisers Karls des Großen auffallen, führen fünf mächtige Portale ins Innere des Heiligthums. Das Gotteshaus bildet ein griechisches Kreuz mit gleich langen, Kreuzarmen, welches von einer mächtigen Kuppel überwölbt ist. In den Seitenschiffen befinden sich acht Nebenkapellen, von denen jede für sich eine schöne, große Kirche bildet; eine besondere Erwähnung verdient die kostbar geschmückte Sakramentskapelle auf der rechten Seite. Im Hauptschiff steht auf der rechten Seite die Statue des hl. Petrus in Lebensgröße. Der Apostel sitzt auf einem gewaltigen Throne, der auf einem Postamente sich erhebt, die rechte Hand segnend ausstreckt und in der linken den Schlüssel haltend. Der rechte Fuß reicht über die Schwelle des Postaments hinaus und wird von den Pilgern zum Zeichen der Verehrung geküßt. Diese Statue soll von einem griechischen Kaiser aus Konstantinopel nach Rom, nach einer anderen Uebersetzung jedoch auf Befehl des Papstes Leo des Großen († 461) aus dem Erz des Jupiterbildes auf dem Kapitol angefertigt sein. Vom Standbilde des Apostels gehen wir weiter zur confessio St. Petri, welche ein prächtvolles Marmorgebäude umgiebt. In dieser confessio (Bekennniß, d. h. Stätte des Märtyrums) ruht der Leib des hl. Petrus in einem kostbaren Schreine und neben ihm ein Theil der irdischen Ueberreste des hl. Paulus. Zu der eigentlichen Grabstätte führt eine vergoldete Metallthür mit prächtvollem Laubwerk; rechts und links stehen die vergoldeten Statuen der beiden Apostel. Unmittelbar vor der Thüre erhebt sich die Statue des Papstes Pius VI. aus weißem Marmor, ein Meisterwerk Canova's und eines der größten Kunstdenkmäler der Peterskirche. Die confessio ist von der gewaltigen Kuppel Michel Angelo's überwölbt, die auf vier Pfeilern ruht. Rings um die

confessio herum brennen Tag und Nacht 89 Lampen, die mit Olivenöl unterhalten werden. Der Hochaltar neben der confessio, auf welchem der Papst bis zur Befegung Roms durch die Piemontesen an den Hochfesten des Jahres die Messe zu lesen pflegte, besteht aus kostbaren Steinen, und über dem Altare wölbt sich ein eherner Baldachin, der von vier Säulen getragen wird. Ein Gang durch die Säulenhallen des größten Domes der Welt führt uns, gleichsam wie auf einer via Appia (Gräberstraße) an zahlreichen Grabstätten der Oberhäupter der katholischen Kirche vorüber. Wenn man sinnend an der Todtengruft dieser obersten Hohenpriester stehen bleibt, dann fühlt und erkennt man die Wahrheit der Worte, die dem erwählten Papste am Tage seiner Krönung dreimal zugerufen werden: „Sic transit gloria mundi.“\*) Dort über jener Thür der Chorapelle steht ein einfacher Marmorfarg; er wartet auf den Nachfolger des letztverstorbenen Papstes — auf den regierenden Papst, der hier eine provisorische Ruhestätte finden soll. Sieht es wohl ein mächtigeres memento mori?\*\*)

Rechts von der Peterskirche steigen hinter den Säulengängen Bernini's gewaltige Baumassen auf, deren unregelmäßig gezogene Linien im Hintergrunde sich verlieren — der Vatikan, der Palast der Päpste und der erhabenste Sitz der Kunst. Der apostolische Palast auf dem 63 Meter hohen vatikanischen Hügel am rechten Ufer des Tiber besteht aus drei mächtigen Flügeln; die vierte Seite gegen den Petersplatz zu ist offen. Drei hohe Stockwerkgliedern sich über einander, an der Innenseite gegen den Hof zu mit offenen Hallen und Gallerien umzogen, die von Säulen und Pfeilern getragen werden. Es sind dieses die berühmten Loggien Bramante's, die Raphael theilweise mit kostbaren Bildern aus der biblischen Geschichte (Bibel Raphael's) schmückte. Die offenen Hallen mußten später gegen Regen und Unwetter durch Glaswände geschützt werden. Der Vatikan ist der größte Palast der Erde, 340 Meter lang und 226 Meter breit; er hat 22 Höfe, 200 Treppen, 4 422 Zimmer und im Ganzen 11 000 Räumlichkeiten. Der Papst bewohnt nur einen kleinen Theil dieses Palastes, den Palast Sixtus' V. am Damasushofe, den sog. Palazzo Nuovo. Die Bibliothek und die Gemäldegalerie des Vatikans sind weltberühmt.

Seit Konstantin dem Großen, welcher die christliche Religion zur Staatsreligion erhob, befand sich die Residenz der Päpste neben der Laterankirche, Patriarchium genannt. Allein zeitweise hielten sie auch in dem Palaste neben der Petrikirche Hof, welchen Symmachus um das Jahr 500 erbaute. Hier empfingen die Päpste die Kaiser und die Könige, die zu den Gräbern der Apostel wollten; hier gewährte Leo III. Karl dem Großen Gastfreundschaft. Seit der Rückkehr der Päpste aus Avignon 1377 blieb der Vatikan die Winterresidenz

\*) So vergeht des Lebens Herrlichkeit.

\*\*) Denke an den Tod!

des Oberhauptes der katholischen Kirche. Von der Sommerresidenz der Päpste, dem Quirinal, der weder an Schönheit noch an Kunstschätzen mit dem Vatikan weitefern kann, sich aber durch rühle Hallen und einen großen schattigen Garten auszeichnet, hat seit dem Jahre 1870 der König von Italien Besitz ergriffen. Wie der Kronprinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kaiser Friedrich, so stieg auch sein Sohn und Nachfolger Kaiser Wilhelm II. mit seiner hohen Gemahlin im Quirinal ab.

Von dem Vatikan führen vier Straßen und ein verdeckter Korridor nach der Engelsburg. Diesen Korridor benutzen die Päpste, um sich beim Ausbruch von Unruhen in Rom in die Festung zu flüchten. Unter den Kolossal-Monumenten des alten kaiserlichen Rom ist das Mausoleum Hadrians, auf dessen Firsst heute die Bronzestatue die des Erzengels Michael trohnt, zweifelsohne das hervorragendste und schicksalsreichste. Der kunstsinige Kaiser Hadrian (117 — 138) erbaute dieses Grabmal nach dem Muster der Todengruft des karischen Königs Mausolus, deren Trümmerreste jetzt im britischen Museum in London verwahrt werden. Die „moles Hadriani“, außerhalb der Stadt auf dem rechten Tiberufer gelegen, so daß die Aelische Brücke ober, wie sie heute heißt, die Engelsbrücke gerade auf dieselbe zuführt, war aus Back- und Quadersteinen hergestellt, und letztere ohne Mörtel und Klammern so fest ineinander gefügt, daß der Kern des Gebäudes bei den späteren Beschießungen, Erdbeben, Explosionen und Demolirungs-Versuchen sich geradezu als unzerstörbar erwies. Der 75 Fuß hohe quadratische Unterbau, der die Stadtmauern beträchtlich überragte, maß nach jeder Seite 340 Fuß; darüber erhob sich ein kuppelartiger Aufsatz von 235 Fuß im Durchmesser und in ein Höhe von 140 Fuß. Derselbe war in zwei, an den Friesen mit Basrelief von Dämonenschädeln und Blumenguirlanden geschmückte Stockwerke eingetheilt, mit Säulen umgeben und allenthalben mit vielen Statuen geziert. Das Ganze war mit einer Kolossalstatue Hadrians in einer sogenannten Quadriga gekrönt. Im Innern liegt die Grabkammer, zu welcher ein spiralförmiger Gang führt. Den Namen Engelsburg erhielt die „moles Hadriani“ von einer zu Ehren des Engels Michael erbauten Kapelle auf der Spitze, wo nach der Ueberlieferung Papst Gregor der Große († 604) die Himmelserscheinung erblickte, welche ihm das Aufhören der Pest verkündigte. Der ehernen Nagel ist nach dem Modell von P. Verschaffels aus der Zeit Benedikt's XIV. (1740—1758). Seit 1870 dient die Engelsburg militärischen Zwecken; eine italienische Besatzung liegt darin, und vor dem Hauptportal geht Schilbmache auf und ab.

Rom hat sich seit seiner Erhebung zur Haupt- und Residenzstadt bedeutend verändert und gehoben, trotzdem erinnert noch so mancherlei, wie ein gewaltiger Weisenanzeiger, an die alte heidnische Roma und deren vergangene Herrlichkeit, vor allem das Forum Romanum, der römische Marktplatz am Fuße des Kapitulinischen

Hügels. Das Forum ist ein großer, viereckiger Platz, geschmückt mit Tempeln, Altären und Bildsäulen; hier pflegten sich die römischen Bürger täglich zu versammeln, um an den Gerichtsverhandlungen theilzunehmen, Geld und Wechselgeschäfte zu machen, Neuigkeiten auszukrammen und Politik zu treiben. König Tarquinius Priscus legte um den Platz große Hallen an, in denen Kaufleute und Geldwechsler wohnten, und Getränke verabsolot wurden. Welch großartiges Trümmerfeld! Die acht mächtigen Granitsäulen, die in stummer Verlassenheit in die Höhe ragen, sind Ueberreste des Tempels des Saturn, der als Reichsschatzkammer diente; hier wurden die römischen Feldzeichen und die öffentlichen Aktenstücke aufbewahrt. Daran reihen sich drei Säulen von Vespasiantempel, sowie Ueberreste des Tempels von Kastor und Pollux. Rechts vom Forum Romanum liegen die Trümmer der alten Kaiserpaläste, von denen aus die mächtigen Cäsaren einst die ganze Welt beherrschten.

Vom römischen Marktplatz führt der Weg am Titusbogen vorüber nach dem Colosseum. Der Titusbogen, der zum Andenken an den Sieg des Titus über die Juden (70 n. Chr.) errichtet wurde, ist einer der schönsten und wohlerhaltensten römischen Triumphbogen; besonders interessant machen denselben die Abbildung der geraubten Tempelschätze, sowie des siebenarmigen goldenen Leuchters, der Bundeslade, der silbernen Posaunen, der goldenen Schaubrottische und der gefangenen Juden. Sobald man den Titusbogen durchritten hat, gelangt man links zu dem riesenhaften Colosseum. Die Grundfesten dieses „achten Wunders der Welt“ sind mit dem Blute zahlreicher Märtyrer getränkt. Noch ragen die Hunderte von Säulen empor, welche die Gallerien tragen, auf denen das blutgierige Volk laut aufschätzte, wenn mit den Worten „ad leones,“ die schweren eisernen Fallgitter aufgezogen wurden, und die halbverhungerten Panther und Löwen brüllend sich auf ihre Opfer stürzten, auf die dem Tode geweihten Christen. Kalte Schauer umwehen uns, wenn wir zumal am mondhellern Abend, durch die düstern Gänge und Gemölbe dahin wandeln. Wie das hebt und huscht zwischen den Steinen, flüchtig und lautlos! Ist es nicht, als sähen wir dort oben auf den Gallerien das bleiche, hohlhängige Volk, die herzlosen, grausamen Soldaten der römischen Legionen, die verschleierten Bestalkinnen, die schlauen, verschmitzten heidnischen Priester und die greisen Senatoren in ihrer purpurverbrämten Toga sitzen? Ist es nicht, als sähen wir im Sande der Arena nackte Todenschädel und die Gebeine von Tausenden liegen, von Männern, Frauen und Kindern, die hier um ihres Glaubens willen den Tod erlitten? Ist es nicht, als sähen wir Gladiatoren eintreten in die Arena, und als hörten wie dieselben ausrufen: „Ave, Caesar Imperator, morituri te salutant.“ („Kaiser, die dem Tode Geweihten grüßen Dich.“) Von den gefangenen Juden wurde auf Befehl des Kaisers Titus das Colosseum

erbaut; in Folge harter Arbeit und grausamer Mißhandlung sollen viele Tausende von ihnen während des Baues zu Grunde gegangen sein. Mit dem Verfall der alten Roma ging der Verfall des Colosseum Hand in Hand, ja, man ging sogar so weit, daß man die Quadersteine des altherwürdigen Baues zur Errichtung von Häusern und Villen benutzte; heute ist es in Wirklichkeit ein trauriges Bild des Verfalles, eine düstere Ruine, und ob auf dieser Ruine noch einmal frisches Leben blühen wird, dürfte mehr als fraglich sein. Uebrigens hat das Colosseum, welches einen Umfang von 157 Klafter und eine Höhe von 26 Klafter aufweist, seinen Namen nicht von seiner ungeheuren Größe, sondern von der fast fünf Klafter hohen Statue Nero's, von welcher keine Spur mehr zu sehen ist.

Von den sieben Hauptkirchen Roms machen wir aufmerksam auf die Laterankirche, sowie auf die Kirche zu den drei Quellen vor den Thoren der Stadt. Letztere wurde, wie die Legende meldet, an der nämlichen Stelle erbaut, wo der Apostel Paulus den Märtyrertod erlitt. Das abgeschlagene Haupt des hl. Märtyrers berührte dreimal den Erdboden, und sofort entsprangen dort drei Quellen, deren Wasser man eine heilende Kraft zuschreibt.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier alle Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt aufzählen. Wir beschränken uns daher darauf, noch einen kurzen Blick auf das Ghetto der Juden und auf die Katakomben der Christen zu werfen. Wie fast überall, so waren auch in Rom im Mittelalter die Juden gezwungen, in einem besonderen Stadttheile zu wohnen, dessen Thore Morgens geöffnet und Abends zu einer bestimmten Zeit geschlossen wurden. Erst Papst Pius IX. gestattete den Juden, überall in Rom zu wohnen. Das römische Ghetto unterscheidet sich in nichts von den Judenvierteln in anderen Städten: hier wie dort enge, krumme Gassen, zerlumpte Gestalten, bleiche Gesichter, ein Uebermaß von Schmutz und Gestank. Vor dem Ghetto steht eine halbzerfallene Kirche, die keinerlei Schätze aufzuweisen hat, die jedoch historisch insofern von Bedeutung sein dürfte, da hier das ganze Mittelalter hindurch jeden Freitag zur Bekehrung der Juden eine Messe gelesen und eine Predigt gehalten wurde, welcher auf Befehl der Päpste eine bestimmte Anzahl von Ghettobewohnern beiwohnen mußte. Ob wohl viele Bekehrungen stattgefunden haben? Glaube und Liebe lassen sich bekanntlich nicht gebieten.

Wie dem jüdischen Ghetto, so wird jeder Fremde, der nach Rom kommt, auch den christlichen Katakomben einen Besuch machen. In der Regel steigt man in dieselben auf der Appischen Straße hinunter; der Eingang befindet sich in einem Garten, dessen Eigentümer die Schlüssel besitzt. Nur wenige Stufen führen hinab und man ist bereits in den Gängen, die nach allen Seiten und Richtungen auslaufen. Die Katakomben ziehen sich beinahe unter der ganzen Stadt hin. Die Zahl und die

Länge der Gänge sind bislang noch nicht festgestellt, allein so viel steht fest, daß die Länge der einzelnen Gänge, zusammengenommen, den Umfang der ewigen Stadt wohl zwanzigmal übertrifft. Heiliger Schauer erfüllt uns, wenn wir durch die langen, finsternen Gänge dahinschreiten und beim Fackelschein die Inschriften der Nischen lesen. Welch ein reiches Arbeitsfeld bietet sich hier dem Geschichtsforscher!

Es unterliegt keinem Zweifel, in dem königlichen Rom herrscht ein weit regeres, frischeres Leben, als dieses in dem päpstlichen Rom der Fall war. Auf Schritt und Tritt begegnet man den Zeugen der neuen Aera. Obwohl des königlichen Purpurs entkleidet, hat jedoch das Papstthum seit dem Beginne dieser neuen Aera an Macht und Ansehen keinerlei Einbuße erlitten. Im Gegentheil, noch kein Papst erfreute sich jemals in allen fünf Erdtheilen eines solchen Einflusses, wie Papst Leo XIII.; was den Päpsten seit Jahrhunderten versagt blieb, ihm ist es zutheil geworden — das Schiedsrichteramt zwischen den Völkern. Möchte doch Papst Leo XIII. Frieden schließen mit König Humbert! Die Völker wünschen es, die italienische Nation hat kein heißeres Verlangen, und der Papst soll ja selbst zum Kaiser Wilhelm II. geäußert haben, daß er den Willen der Mehrzahl eines Volkes in Betreff auf eine bestimmte Regierungsform anerkennen müsse. Ganz gewiß, würde Papst Leo XIII., der sich den Stellvertreter des himmlischen Friedensfürsten auf Erden nennt, dem Könige von Italien die Friedenshand reichen, dann würde er sich die Herzen aller Italiener gewinnen, auch derjenigen, die in unverständenem Patriotismus gegen den Papst und den Vatikan Exzesse sich erlauben, die nicht streng genug verurtheilt werden können.

## Gesundheitspflege in der Stube.

Von Dr. med. Ernst Körte.

(Nachdruck verboten.)

Jeder ist der Wettermacher seines Binnenklimas. Dies sollte man den ganzen Winter hindurch bedenken und befolgen. Ebenso wie man vor dem Verlassen des Hauses sich über das Wetter draußen vergewissert, so sollte man beim Eintreten von draußen in das geheizte Zimmer durch „Schnüffeln“ und tiefe Probeathmungen das Binnenwetter auf seine Luftreinheit und Staubfreiheit prüfen. Denn verweilt man erst längere Zeit im Zimmer, so gewöhnt man sich, freilich zum Schaden seiner Gesundheit, auch an schlechte Luft; kommt man aber aus der reinen Außenluft direkt in die Häuslichkeit, so bemerkt man bei einiger Aufmerksamkeit sofort, ob Verbrennungsgase oder brenzliche Stoffe das Binnenklima verpesten.

Wodurch wird nun bei der Heizung die Luft verpesten?

Wenn das Feuerungsmaterial im Ofen ordentlich brennt, wenn also der Ofen ge-

nügend „zieht“, dann findet fortwährend eine so starke Luftaufnahme von der Stube her durch die Ofenthür statt, daß z. B. die Flamme eines vor die Oeffnungen der Ofenthür gehaltenen Streichholzes weit hineingezogen wird. Dieser stundenlange mächtige Luftverbrauch muß natürlich durch die Stubenluft gedeckt werden, und diese bezieht ihren Bedarf von außen durch Fußböden, Thüren und Fenster. In dem Zwischenraum unserer bekanntlich sehr undichten Fußböden häuft sich aber allmählich eine große Menge Schmutz an, welcher sich von Jahr zu Jahr vermehrt; es entwickeln sich darin verschiedene Gärungs- und Fäulnisprozesse, reichlich unterhalten durch das eindringende Schmutzwasser vom Scheuern, und durch die Exkremente von Mäusen und anderem Ungeziefer. Strömt nun die Luft durch solch einen verpesten Fußboden, so wird sie natürlich bedeutend verunreinigt. Auch durch die Thüren dringt nur sehr selten wirklich reine Luft ein, weil diese auf den Hausflur münden, welcher meist der Sammelplatz aller Gerüche aus Küche, Kammer und Kloset bildet. Die einzige gute Luftzufuhr kann also nur durch die Fenster stattfinden. Daher lasse man, namentlich bei Beginn der Heizung, die Fenster einige Zeit offen stehen, damit noch ein genügender Vorrath an frischer Luft ins Zimmer bringt. Es wird dies auch bedeutend zum ordentlichen „Ziehen“ des Feuers beitragen. Ueberhaupt ist Heizung und Lüftung ein Zwillingebegriff, der sich absolut nicht trennen läßt.

Ist die Feuerung erst längere Zeit im Gange, dann kann auch nicht mehr so leicht ein Austritt der höchst giftigen Verbrennungsgase (Kohlenoxydgas) erfolgen. Dieser findet nur statt, wenn es im Ofen nicht ordentlich zieht, wenn die Gase vom Luftzuge nicht sofort in den Schornstein mit fortgeführt werden. Hat freilich der Ofen Risse und Sprünge, so können auch durch diese während der ganzen Heizung die giftigen Gase austreten. Daher sollte während des Winters wiederholt jeder Ofen daraufhin innen und außen genau untersucht werden.

Ein weiteres sehr wichtiges Vorbeugungsmittel gegen schlechte Zimmerluft ist das tägliche Reinigen der Röhre und Oberfläche des Ofens. Denn besonders bei eisernen Ofen gerathen die organischen Substanzen des aufgelagerten Staubes ins Glühen und verbreiten höchst schädliche brenzliche Gase. Ueberhaupt vermeide man in den Zimmern möglichst jede Verstaubung, welche stets zu heftigem Husten reizt, oder schon bestehenden Husten bis zur Unerträglichkeit steigert. In diesem Punkte sündigen namentlich die Dienstmädchen sehr, wenn sie beim Herausnehmen der Asche mächtige Staubwolken zum Aufwirbeln bringen. Da muß eben die Hausfrau eine unermüdbliche Aufsicht ausüben.

Sehr unangenehm, ja geradezu schädlich für den menschlichen Organismus wird die Zimmerluft auch dann, wenn sie einen zu geringen Feuchtigkeitsgehalt besitzt, was bei der erwärmten Binnenluft oft der Fall

ist. Allerdings muß es merkwürdig erscheinen, daß dieselbe Luft, welche doch draußen feucht genug ist, nun auf einmal, wenn sie ins Zimmer kommt, zu trocken sein soll. Der Grund liegt darin, daß warme Luft bedeutend mehr Feuchtigkeit verbraucht als kalte. Es vermag z. B. ein Kubikmeter Luft bei  $-20$  Gr. C. nur 1,06 Gramm Wasser aufzunehmen, während er bei  $+20$  Gr. C. 17,23 Gr. Gramm, also fast 17mal so viel Wasser enthalten kann. Daher trägt es zum Wohlfinden der Stubeninsassen bedeutend bei, stets durch Wasserschalen, Springbrunnen, Aquarien oder Besprühen von schnell wachsenden Blatt- oder Schlingpflanzen der Zimmerluft den genügenden Feuchtigkeitsgehalt zu verschaffen.

Einen weiteren Fehler bei der Heizung begehen nicht wenige durch ein „Zudiel.“ Unser Blut hat bekanntlich eine Temperatur von ungefähr 37 Gr. C. und verträgt weder einen höheren, noch einen niedrigeren Grad der Erwärmung. Man sollte nun glauben, daß man in einem Zimmer von 37 Gr. C. sich so recht behaglich fühlen müßte; dem ist jedoch nicht so. Unser Körper ist einmal so eingerichtet, daß er fortwährend eine ziemlich bedeutende Menge Wärme abgeben muß, wenn wir uns behaglich fühlen sollen. In einem Zimmer von 37 Grad würden wir gewissermaßen in unserer eigenen Wärme umkommen. Man hat vielmehr gefunden, daß ein gesunder Mensch sich am wohlsten befindet bei einer Luftwärme von 18 Gr. C. Wer in einem Zimmer von 18 Gr. C. fröstelt, der ist entweder krank oder er versetzt sich augenblicklich durch Unthätigkeit und Trägheit in einen krankhaften Zustand; in letzterem Falle bedarf es nur einiger Leibesbewegung, einer leichten Thätigkeit, um das richtige Gleichgewicht herzustellen. Familienväter haben daher die Pflicht, darauf zu achten, daß die Zimmer, namentlich diejenigen der Kinder, nie wärmer sind als 18 Grad C. Wer den Kindern eine höhere Stubentemperatur verschafft, stimmt dadurch ihre natürliche innere Thätigkeit herab, und macht sie träge und schläfrig. Geringere Wärme dagegen erhält sie rege und munter, und fordert ihre geistige und körperliche Gesundheit. Ueberhaupt erzeugen Mädchen und Knaben durch regeren Stoffwechsel und schneller pulsierendes Blut an und für sich mehr Wärme, als sie bei 18 Grad C. im Zimmer verlieren. Man darf es ihnen daher nicht als Sonderbarkeit, Eitelkeit oder Laune anslegen, wenn es ihnen schon zu heiß ist, wo ältere Personen ein Frösteln empfinden. Sie befinden sich wohler bei einem niedrigeren Grad der äußeren Wärme, und man erzeugt ihnen mehr Wohlbehagen, wenn man sie zu Leibesübungen anregt, als wenn man ihnen ein zu warmes Zimmer bereitet.

Andererseits freilich ist es bei bejahrten Menschen. Im Alter produziert man naturgemäß nicht so viel Wärme, als man bei 18 Gr. C. verliert. Alte Leute frösteln daher bei solcher Temperatur und fühlen sich nur in dickerer Kleidung behaglich, welche die Leibeswärme nicht fortschleppen

läßt. Aber auch diese sollten sich das Zimmer nie höher als 20 Gr. C. machen, denn eine höhere Temperatur erzeugt zu große Trockenheit der Luft und entzieht dem Blute und der Lunge beim Ausathmen zu viel Feuchtigkeit. Ein Gleiches gilt von solchen Personen, welche ein Lungenleiden haben. Sie empfinden in mäßiger Wärme leicht ein Frösteln, weil infolge des Leidens ihr Stoffwechsel verhindert ist, und sie daher nicht die nötige Eigenwärme erzeugen. Durch erhöhte Stubenwärme glauben sie sich Wohlbehagen zu bereiten; allein die dadurch hervorgerufene Trockenheit der Luft ist ihrer Lunge höchst schädlich, da sie derselben zu viel Feuchtigkeit entzieht. Ein wärmeres Kleidungsstück ist ihnen zuträglicher, als ein wärmeres Zimmer. Ueberhaupt muß man bei kränklichen Personen, namentlich bei Lungenleidenden, im Winter für möglichst reine und frische Stubenluft sorgen, da diese Bedauernswerten oft Monate hindurch nicht aus dem Zimmer kommen.

Wirkt dann gar eine Heizung, wenn auch nur in ganz geringem Maße, Tag für Tag schädlich auf die Insassen ein, so ist es natürlich, daß ein kränklicher Mensch im Verlaufe des Winters immer elender wird und oft gerade im Frühling, wenn die Natur ihre Auferstehung feiert, ins Grab sinkt. Da pflegen dann die Leute zu sagen: „Den Winter übersteht solch Lungenkranker allenfalls noch, aber die Aprilsonne bringt ihn um.“ Diese Ansicht ist aber ganz falsch; vielmehr muß es heißen: „Leider hat er sich nicht mehr der Strahlen der Frühlingssonne erfreuen können, weil er in seinem, meist durch trockne Staubluft und Heizungsgase verpesteten Zimmer vom November bis April eine „Luftkur“ hat durchmachen müssen, welche selbst den stärksten Mann zum Schwindsuchtskandidaten gemacht hätte. Dann giebt man wohl gar noch als Grund für die Verschlimmerung des Leidens im Winter an, der Kranke könne das heimische Klima nicht vertragen, die Luft sei für ihn hier zu rauh; man bedenkt aber nicht, daß der Patient ja mit diesem Klima und mit dieser „rauen Luft“ so gut wie gar nicht in Berührung kommt, sondern hinter geschlossenen Fenstern und Thüren in einer ungesunden, staubigen Atmosphäre schmachtet. Nicht das heimische Außenklima, sondern das häusliche Innenklima wird nicht vertragen.“

Bei gesunden Leuten im mittleren

Lebensalter richtet sich das Wohlbehagen der Zimmerwärme außerordentlich nach der Beschäftigung. Wer ruhig am Schreibtisch sitzen muß, dem brennt oft schon bei 15 Grad C. der Kopf, während die Füße ganz kalt sind. Wer dagegen seinen Körper bei der Arbeit ruhig regt und bewegt, kann eine bei weitem kältere Temperatur vertragen. Daher muß ein Beamtenszimmer stärker geheizt sein, als eine Werkstatt, — aber auch nicht zu stark, — und von den Werkstätten diejenige am meisten, deren Insassen infolge ihres Berufs die wenigste Leibesbewegung haben. Der Schneider braucht ein wärmeres Arbeitslokal als der Tischler.

Ungefähr ein halbes Jahr lang sind wir auf unsere geheizten Räume, auf unser Binnenklima angewiesen. Daher lohnt es sich wohl der Mühe, der Zimmerheizung, diesem so wichtigen Gegenstand für unser Wohlbefinden, all unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Wer in diesem Sinne häusliche Klimakunde treibt, der wird sich durch die kalte Jahreszeit nicht hüstelnd und stubenstech hinschleppen, sondern wird nach dem Winter sich weit mehr gestärkt und gekräftigt fühlen, als nach des Sommers erschlassender Hitze.

#### Gemeinnütziges.

**Wasserdichtmachen lederner Stiefel.** Man nehme gleiche Theile Leinöl und Klauenöl und kochte sie miteinander. Sobald nun die Stiefeln, welche gegen das Eindringen des Wassers geschützt werden sollen, trocken und frei von Schmutz sind, so reibe man sie mit der Mischung am Feuer gut ein, bis sie vollständig gesättigt sind, lege sie nach der ersten Einreibung 2 oder 3 Tage bei Seite; nachdem man von ihnen Gebrauch gemacht hat, wasche und reinige man sie vom Schmutz und reibe sie wiederum ein, sobald sie trocken sind. Auch kann man die Stiefel am Fuße einschmieren, bevor man ausgeht.

**Als Salbe gegen aufgesprungene Hände** empfiehlt sich eine Mischung von etwas frischer Butter und Honig. In neuerer Zeit gebraucht man auch zu diesem Zwecke mit Vortheil gereinigtes Glycerin, dem etwas Honig beigemischt ist. Das macht die Haut weich und zart.

**Hagebutten-Marmelade.** Die entkernten Früchte werden in Wasser weich gekocht, das Wasser abgeseigt, die Masse durch ein Sieb gerührt, darauf wird 1/2 Kilogramm Zucker auf 1 Kilogramm dieser Masse gegeben und dieselbe nochmals gekocht und endlich in gewöhnlicher Art in Gläser verpackt.

#### Humoristisches.

Auch ein Vortheil. Unter Rauchern: „Ich rauche nur Zigaretten, denn ich kann nicht

einsehen, welchen Vortheil die kleinen Schnupfeifen haben, aus welchen sie rauchen.“ — „O, einen sehr großen: wenn sie zu Boden fallen, braucht man sie nicht aufzuheben, weil sie zerbrechen.“

**Unnütze Verschwendung.** Student: „Das ist'ich nur bald zwei Stunden und grüble nach, unter welchem Vorwande ich meinen Alten anpumpen kann! — Die schöne Zeit — wieviel Schoppen hätte ich währenddem schon trinken können.“

**Ein Bettler.** Verehrer (zu seiner Angebeteten): „Fräulein Milli, ich komme zu Ihnen als Bettler — schenken Sie mir Ihr Herz!“ — „Bedaure, ich habe schon — meinen Hausarmen.“

Der „Kladderadatsch“ ist auch bereits mit einer Ehrung für den Professor Röntgen, den Entdecker der X-Strahlen bei der Hand erleicht ihm den sehr passenden Titel „Durchleuchtung.“

#### Frieden im Hause.

Frieden im Hause zu haben, ist wohl der erste Wunsch eines jeden Menschen. Um ihn zu erhalten, halte man an folgenden 10 Geboten fest:

1. Sei stets nachgiebig und nachsichtig.
2. Begrüße Deine Hausmitbewohner stets freundlich, meide aber so viel als möglich näheren Verkehr.
3. Lasse Dir nie vom Dienstmädchen über die Verhältnisse der Mitbewohner etwas erzählen.
4. Halte nie dieselbe Waschfrau, Näherin, Flickerin u.
5. Riethe nie ein Mädchen, das schon bei einer Herrschaft im gleichen Hause gedient hat.
6. Borge nie etwas; muß es aber geschehen, so gib es so rasch als möglich wieder zurück.
7. Hast Du auf der Treppe etwas verschüttet oder ausgegossen, so sorge schnellstens für Reinigung.
8. Nimm stets Rücksicht auf die nebenan und in den höheren und unteren Etagen wohnenden Nachbarn und vermeide jeden überflüssigen Lärm.
9. Hörst Du einen Wortwechsel, so schließe sofort die Fenster und entferne Dich, um nichts zu verstehen.
10. Bilde Dir nie ein, daß Deine Kinder artiger sind, als die Deiner Mitbewohner.

#### Arithmogryph.

- 1 9 1 5 2 ein biblischer Ort.
- 4 5 2 2 5 eine Stadt
- 2 9 3 1 5 ein Sommeraufenthalt.
- 4 5 4 5 2 eine Stadt.
- 7 8 5 4 9 ein Schulgegenstand.
- 9 5 6 6 5 ein Hausthier.
- 4 9 7 7 5 ein Gebrauchsgegenstand.
- 2 5 8 6 5 ein Möbeltheil.
- 1 5 9 7 5 ein Vorname.
- 8 9 2 2 5 eine Stadt

Die senkrechte Mittelreihe nennt den Namen eines deutschen Generalfeldmarshalls.

**Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:**  
Flasch. — Lachs.

#### Für Rettung von Trunksucht!

versend. Anweisung nach 18jähriger erprobter Methode zur sofortigen radikalen Beseitigung, mit ohne Ihre Vorwissen, zu vollziehen. Keine Berufshörung, unter Garantie. Briefen sind 50 Pfg. in Briefmarken beizufügen. Man adressire: „Privat-Anstalt Villa Christina bei Säckingen, Baden.“

**Kausch Tuchversand Ottweiler 69 (Trier) gegr. 1858**  
empfehl. zum direkten Bezuge alle besseren Erzeugnisse: Tuch, Burkin, ...  
... über 20 W. port frei.

**Süddeutsche Thierbörse Heilbronn a. Neckar**  
Organ für Geflügel-, Vogel-, Bienen-, Hunde- u. Fischzucht.  
Centralblatt v. 70 Vereinen. Unentbehrlich f. jed. Thierfreund, Liebhaber u. Züchter.  
Inserate 15 Pf. durch die große Verbreitung des Blattes (Aufl. 8000 St.) Erfolg sicher.  
Abonnements-Preis nur 75 Pf. vierteljährlich.

Empfehle irko. u. Nachnahme delik.  
**Käse Limburger 9 Pfd. 3 Mk.**  
**Sandz.** Postfrei 3 Mk.,  
100 St. Mk. 3,25.  
**C. Wandorff, Käseerei, Marburg**  
27501 (Hessen.)

3 Meter f. blau, braun od. schwarz  
**Cheviot**  
zum Anzuge für 10 Mark, 2/10 Meter  
desgl. zum Paletot f. 7 Mark, la Kammer-  
garn u. Hosenstoffe äußerst billig, ver-  
sendet franco gegen Nachnahme  
J. Büntgens, Tuchfabrik, Eupen bei  
Aachen. Anerkannt vorzügliche Bezugs-  
quelle. Muster franco zu Diensten.